

Kolumne

# ChatGPT: Das nächste Level des Bullshits

Die künstliche Intelligenz ChatGPT wird als «Bullshit»-Maschine missbraucht, um halluzinierte Fakten zu verbreiten. Technisch lässt sich das Problem kaum lösen.

Bereits 1989 warnte der Philosoph Harry Frankfurt vor «Bullshit» (Humbug, Bockmist, leeres Gerede). Im philosophischen Sinne bedeutet «Bullshit» eine Sprache, mit der jemand versucht, andere zu beeindrucken oder zu überzeugen. Dabei ist es dem Bullshitter völlig egal, ob seine Aussagen tatsächlich genau und wahr sind. Frankfurts Buch «Bullshit» wurde 2005 zum Bestseller und ist seit der Einführung von ChatGPT wieder hoch aktuell.

Donald Trump galt bislang mit seinen «Fake News» als bekanntester Bullshitter. Neben den halluzinierten Fakten der KI-Software ChatGPT wirken Trumps alternative Fakten jedoch geradezu wie kleine Versprecher. Was der Algorithmus von sich gibt, basiert auf Wahrscheinlichkeiten und nicht auf einer Wahrheitsprüfung. Manchmal trifft ChatGPT ins Schwarze, manchmal nicht. Wer den Textautomaten verantwortungsvoll nutzen will, prüft die gelieferten Informationen also besser nach.

Blendern, Betrügern und Fanatikern ist es indes egal, ob ChatGPT ihnen wahre oder falsche Aussagen liefert. Bei ihnen dürfte derzeit Hochstimmung herrschen, denn sie können sich heute ihren «Bullshit» nahezu kostenlos, schnell und in unbegrenzten Mengen von KI-Werk-

zeugen erstellen und verbreiten lassen. Das gilt nicht nur für Texte, sondern auch für Bilder, Codes, Videos und Ton. Halluzinierte Fakten kommen so überzeugend daher, dass es zunehmend schwieriger wird, zwischen wahren und falschen Informationen zu unterscheiden. KI-Skeptiker befürchten deshalb sogar, dass aus dem Internet bald ein toxischer Desinformationsraum wird und wir uns dem Ende der Informationsgesellschaft nähern.

Die Erfinder von ChatGPT sind sich des Problems bewusst. OpenAI-CEO Sam Altman warnt davor, sich bei wichtigen Dingen auf die Software zu verlassen. Um den Missbrauch der Systeme einzudämmen und den Algorithmus «verantwortungsvoller» zu machen, setzen KI-Unternehmen zunehmend auf die Unterstützung von Sicherheitsexperten, Entwicklern und die grosse Nutzergemeinschaft. In der neuesten ChatGPT-Version werden vermehrt unethische Fragen oder Aufträge freundlich abgelehnt. Das hilft auch, Bullshit zu reduzieren. Vermeiden lässt er sich aber nicht.

Jeder Fortschritt bringt seine Kritiker und seine Enthusiasten mit sich. Immer liegt die Realität irgendwo zwischen Himmel und Hölle. So wird es auch mit der künstlichen Intelligenz sein. KI wird uns mühsame Aufgaben im

Alltag abnehmen. Sie wird uns dabei helfen, Lösungen für die drängenden Probleme unserer Zeit zu entwickeln. Gleichzeitig können wir nicht alle negativen Auswirkungen verhindern. Dazu gehört, dass Bullshitter und Cyberkriminelle die Systeme für ihre Zwecke missbrauchen.

Wenn sich «Bullshit 4.0» nicht durch technische Massnahmen verhindern lässt, bleibt das beste Mittel dagegen unser kritisches Denken. Etwas, was wir auf keinen Fall an ChatGPT delegieren dürfen.

Veranstaltungstipp: Mehr über Harry Frankfurts Philosophie zu «Bullshit» erfahren Sie am kommenden Philo-Forum am Dienstag, 4. April 2023, um 19.00 Uhr im Grünwaldsaal der Mediathek Wallis in Brig.



**Manuela Gsponer-Gsponer**  
1977, wohnt in Brig-Glis und arbeitet bei der FFHS.  
manuela@gsponer-gsponer.ch

Kolumne

# Die Credit Suisse ist nicht mehr

Warum der Bundesrat alles falsch gemacht hat.

Die ehemalige Schweizerische Kreditanstalt war fast so alt wie unser Bundesstaat. Sie wurde am Wochenende verhökert, für läppische drei Milliarden Franken. Ein Stück Schweiz geht verloren, genauso wie viele Stellen von treuen Mitarbeitern. Das Ausmass des ganzen Schadens ist enorm und wird vermutlich erst auf langfristige Sicht erkennbar sein. Irgendwann werden wir merken: Die Schweiz hat ihre Glaubwürdigkeit verloren. Hinter uns liegt ein rabenschwarzer Sonntag.

Zugegeben: Ich verstehe vom Bankwesen in etwa gleich wenig wie die meisten Mitglieder des Bundesrats. Und ich glaube auch, dass der Bundesrat redlich darum bemüht war, eine gute Lösung zu finden. Ihm lief die Zeit davon, als er Mitte der letzten Woche erfahren hat, wie miserabel es um das traditionsreiche Bankinstitut steht. Die Abflüsse der Kundengelder waren nicht zu stoppen. Das Vertrauen der Anleger war weg. Der Verkauf an die UBS wurde als einzige Möglichkeit gesehen, um die Märkte so schnell wie möglich zu beruhigen. Der Bundesrat hat versucht, einen Flächenbrand zu verhindern, und trotzdem hat er alles falsch gemacht.

Er hat die Too-big-to-fail-Gesetze, die nach der letzten Finanzkrise gezimmert wurden, ausser Acht gelassen und darauf verzichtet, die Bank neu aufzustellen. Er hat – schon wieder – fundamentale Rechtsprinzipien missachtet und Notrecht angewendet, um über hundert Milliarden Franken bereitzustellen. Natürlich

ohne die Steuerzahler zu fragen. Er hat die Aktionäre und die Obligationäre faktisch enteignet. Er hat wettbewerbsrechtliche Aspekte einfach ignoriert und einen marktbeherrschenden Mega-Monolith geschaffen, der «way too big to fail» sein wird.

Der Schweiz geht es mit der neuen UBS wie dem Oberwallis mit Lonza: Sie wird auf Ge- deih und Verderb auf sie angewiesen sein. Vielleicht hat der Bundesrat am Wochenende ein Inferno auf den internationalen Finanzmärkten verhindert. Aber er hat unserem Land ganz sicher eine tickende Zeitbombe beschert. Der Bundesrat hat nicht einmal ernsthaft versucht, die CS zu retten. Er hat die Schweiz damit nachhaltig geschädigt. Die Finanzindustrie ist kritische Infrastruktur. So wie unsere Stromversorgung, die Landwirtschaft oder das Strassen-, Bahn- und Telekommunikationsnetz.

Wie wichtig der Schweizer Finanzplatz ist, haben wir während der Covid-Pandemie gesehen. Dank des unkomplizierten Handelns des Bundesrats und der Schweizer Banken blieb der Zugang zur Liquidität im Land gewährleistet. Während Corona hat der Bundesrat Milliarden von Franken aufgewendet, um jeden Bio-Laden und jeden sowieso schon staatlich subventionierten Bühnenkünstler zu retten. Zwei Jahre lang waren alle Geldschleusen des Bundes offen. Bei der Credit Suisse hat man es gar nicht erst versucht.

Natürlich wäre eine staatliche Abwicklung mit erhebli-

chen Risiken verbunden gewesen. Die letzten Tage haben aber besonders eines gezeigt: Die Schweiz hat keinen Mut mehr. Die USA und Grossbritannien machten Druck und der Bundesrat ist eingeknickt. An der Pressekonferenz wurde Englisch gesprochen, statt die Interessen der Schweiz und unseren Rechtsstaat zu verteidigen. Die Demontage der Grossbank hat in erster Linie die CS-Führungsriege mit ihrem langjährigen Missmanagement verschuldet. Die vielen guten Mitarbeiter müssen jetzt für das Raubrittertum der gierigen Boni-Banker bezahlen.

Der Untergang der CS ist aber auch Sinnbild für den Zustand der Schweiz. Ob Neutralität, Migration, Energieversorgung oder Europa-Politik – in Bern fehlt es an Mut und Kraft, für unser Land einzustehen. Dieser rabenschwarze Sonntag wird uns noch lange beschäftigen.



**Michael Graber**  
1981, wohnt in Brig-Glis. Er ist Rechtsanwalt und Notar sowie SVP-Nationalrat und Stadtrat. Zudem ist er Lehrbeauftragter der FernUni Schweiz.  
michael.graber@parl.ch

Va Bärj & Tal

# «Langsä»-Luft und Schulsingsang

Wie ich über Jahre den Frühling herbeisang – weit an allen Noten vorbei.

Mit dem Alter fällt man – zwangsläufig – langsam aus der Zeit. Mehr und mehr gehen Dinge vorüber, als gingen sie einen kaum mehr etwas an: Bei aller Wehmut: Es ist ein Geschenk. Denn befreit von den Mühlen und dem Trott des Alltags werden umso mehr lang zurückliegende Geschichten wie Strandgut ans Ufer der Erinnerung geschwemmt. Hie und da scheinen sie mir erzählenswert. Oder wie es Literatur-Nobelpreisträger Gabriel Garcia Marquez sagte: «Wenn das Leben einen Sinn macht, dann den, davon zu erzählen.»

Vergangene Woche durchstreifte ich wieder mal meine alte Heimat, das noch halbwegs winterliche Obergoms. Ende März war in meinen Kinderjahren eine besondere Zeit. Bei allem Schnee lag schon ein Hauch «Langsä» in der Luft. Auf der gefrorenen, eingeschmolzenen Schneedecke war Schifahren ein pistenloses Vergnü-

gen. Endlich konnten wir im Wald und über Feld nach Lust und Laune unsere Schwünge ziehen, über Stock und Stein geländespringen, nachdem wir eine oder zwei Stunden, die Holz- oder Metallatten geschultert, auf den Ulricher Blasen hinaufgestapft waren.

Kindergarten kannten wir damals keinen. Dafür waren es die aufregenden Jahre der Weltentdeckung zwischen dem Rockzipfel der Mutter und der noch fernen obligatorischen Einschulung. Wir organisierten unseren freien Dorf- und Waldkindergarten autonom, projektbezogen und fantasie reich in allen erdenklichen Spielarten. Damals gabs sogar noch zwei Dorfläden, wo wir die Preise für unsere spontanen Schirennen heischen konnten. Zur Not steuerte jede und jeder eine Reihe Scholokade oder eine paar verdruckte Biskuits bei. Mitunter gehörten auch derbe Streiche dazu, für die heute vermutlich

die Polizei auf der Matte stehen würde. Wir dagegen wurden am Abend gehörig gesenzt. Der Rest wurde dorfintern über die Gasse geregelt.

Ende März war auch die Zeit des nahenden Schulschlusses. Das Schuljahr richtete sich streng nach den anfallenden bäuerlichen Arbeiten und dauerte zumindest in meinen ersten Klassen gerade mal sechs Monate vom 1. November bis zum 30. April. Es war buchstäblich ein berstend volles Programm. Als ich in die erste Klasse ging, waren wir 24 Buben im gleichen Schulzimmer – in acht Klassen! Die Ältesten kamen mir wie erwachsene, kräftige Männer vor, die dem Lehrer aus dem Saas auch schon mal die Stirn boten, wenn etwa der Giltsteinofen zu wenig Wärme hergab oder wir meinten, die Turnstunde könnte zur Abwechslung mal freiluftig mit Völker- oder Fussball auf die endlich apere Kantonsstrasse verlegt werden.

Was bei den heutigen bildungspolitischen Vorgaben und elterlichen Erwartungen an die Schule definitiv als unvorstellbar vorkommen mag, war für uns Untergebildeten pures Glück. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemand eine Klasse wiederholen musste. Nicht einmal ein Thema wars. Wer etwas aufgeweckter war, folgte unbemerkt dem Stoff der höheren Klassen. Wer bei dem einen oder anderen Fach Mühe bekundete, bewegte sich unauffällig mit den nachfolgenden Klassen weiter. Immer noch erzählen wir uns von den genialen Aufsätzen, die besonders wortbegabte Schüler zu unserem Gaudi übers Dorf und Leute schrieben. Wunderbare Prosa, für die man heute einen Kulturpreis des Kantons bekäme.

Als Noten gab es monatlich in aller Regel eine Eins, eine Eins bis, ein bis Zwei oder im schlimmsten Fall eine Zwei, für

die man bei den Eltern schon geradestehen musste. Wofür es aber kein Pardon gab, waren die Noten ob dem sogenannten Strich: Für Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit, Disziplin und Fleiss. Alles andere war Beilage.

Speziell war unser Schulgesang. Jeder hatte sein eigenes Lied, das er einmal im Monat vor der Klasse zum Besten geben musste. Gassenhauer wie «Im stillen Hirtentale», «Lueget vo Berg und Tal» oder «In unseres Vaters Garten» waren auf Jahre hinaus vergeben, sodass mir der Evergreen «Lieber Frühling, komm bald wieder» blieb. Warum ich dafür über all die Schuljahre immer eine glatte Eins bekam, ist mir bis heute schleierhaft.

Vielleicht, weil der Frühling – mal früher, mal später – immer kam, auch wenn das Lied dazu schrecklich falsch gesungen war?

Übrigens: Ob Sie, liebe Leserin, lieber Leser, es glauben oder nicht: Wenn ich mich so unter den Gleichaltrigen von damals umschaue, so sind aus ihnen samt und sonders tüchtige Menschen geworden. Lebens-tüchtige Menschen.



**Beat Jost**  
1954, ist in Obergesteln aufgewachsen und lebt in Albinen.  
bjc.jost@bluewin.ch